

»Sociology in a nutshell«

Ein Gespräch über die »ewige Jugendlichkeit« der Soziologie und ihren Jubiläumskongress in Frankfurt

? Sie beide gehören zu den Protagonisten des kommenden Soziologiekongresses. Wie fühlen Sie sich kurz vor dem Beginn?

Soeffner: Etwas angespannt, um es vorsichtig auszudrücken. Es handelt sich ja nicht um einen normalen Kongress, sondern um einen Jahrhundertkongress, einen Jubiläumskongress. Zudem findet er an einem herausragenden Standort statt, der für die Soziologie immer von Bedeutung war.

Lichtblau: Ich vergleiche das immer mit den Rennradtouren, die ich regelmäßig durch den bayerischen Spessart mache. Das heißt, man braucht einen langen Atem, wenn man einen solchen riesigen Kongress organisiert. Wir haben vor knapp zwei Jahren gemeinsam mit Herrn Soeffner und der Deutschen Gesellschaft für Soziologie mit den Planungen begonnen. Es ist viel Arbeit auf uns Frankfurter zugekommen. Aber natürlich ist es eine Ehre, dass Frankfurt zum fünften Mal Austragungsort des Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie ist. Dies bedeutet sehr viel für den Wissenschaftsstandort Frankfurt. Denn es ist eine Bestätigung, dass Frankfurt einer der bedeutendsten Wissenschaftsstandorte der deutschsprachigen Soziologie war und auch in Zukunft sein wird.

? Vor 100 Jahren fand in Frankfurt der erste Soziologiekongress statt. Die erste Nachkriegstagung, im Jahr 1946, wurde ebenfalls hier ausgerichtet. Und dann folgten noch die Kongresse 1968 und 1990, der erste nach der deutschen Vereinigung. Der Standort Frankfurt scheint mit der Geschichte des Faches auf vielerlei Weise verbunden zu sein. Kann man in Bezug auf Frankfurt von einer »sociology in a nutshell« sprechen?

Soeffner: Frankfurt ist in der Vorgeschichte und Gründungszeit der Soziologie sicherlich ein Brennpunkt gewesen, dann noch mal in der Weimarer Republik. Es waren im Wesentlichen – nicht nur, aber im Wesentlichen – jüdische Wissenschaftler, die in Frankfurt gearbeitet haben, mit hohem analytischen Potenzial, hohen Ansprüchen, einer enormen Fähigkeit zur Beschreibung unserer Gesellschaft und unserer Kultur. Diese jüdischen Wissenschaftler wurden vertrieben. Glücklicherweise kamen einige von ihnen nach dem Krieg zurück. Die deutsche Soziologie hat wie in einem Brennglas in Frankfurt die Geschichte von Emigration und Remigration, von Verfolgung und Wiederaufbau geradezu beispielhaft an einer Universität erlebt. Und diese Remigranten – nicht nur die der sogenannten Frankfurter Schule der Kritischen Theorie, es gehören auch andere Remigranten dazu – haben dann mit der Außensicht derer, die aus Deutschland vertrieben worden waren, die deutsche Gesellschaft in den Blick genommen. Durch dieses Po-



Im Gespräch (von links): Prof. Dr. Hans-Georg Soeffner, Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, Prof. Dr. Klaus Lichtblau, Leiter des Kongresses und Mitglied der lokalen Vorbereitungsgruppe, sowie Bernd Frye, Redakteur von »Forschung Frankfurt«.

tenzial einer analytischen Außensicht hat die deutsche Soziologie noch einmal an Selbstreflexion gewonnen. Diese Entwicklung ist mit der Stadt und der Universität Frankfurt eng verbunden. Das Gleiche gilt für die Brüche der Nachkriegsgeschichte, die Theorie- und Ideologiedebatten in der Folge der »1968-Bewegungen« und für den Frankfurter Soziologiekongress im gleichen Jahr mit dem Thema »Spätkapitalismus oder Industriegesellschaft?«

? Die Soziologiekongresse gehören neben den Historikertagen zu den größten akademischen Fachveranstaltungen im deutschsprachigen Raum. Zum kommenden Kongress werden rund 3000 Teilnehmer aus dem In- und Ausland erwartet. In der breiten Öffentlichkeit mögen sich trotzdem manche fragen, womit sich die Soziologie beschäftigt. Gibt es eine kurze Antwort auf die Frage: Was heißt und zu welchem Ende betreibt man Soziologie?

Soeffner: Die Soziologie beschäftigt sich mit den unterschiedlichen Formen des Zusammenlebens von Menschen und den Zwängen, denen Menschen ausgeliefert sind – Zwänge, die sie sich selbst auferlegen oder die ihnen die geschichtliche Situation abverlangt. Daneben beobachtet sie aber auch die Freiräume, die Menschen sich verschaffen, die sie sich erkämpfen können, für die sie stehen.



Image ramponiert. Ende der 60er Jahre hatten sie noch wilde Antworten, dann begnügten sie sich immer mehr damit, das Offensichtliche nochmals zum Besten zu geben.«

Lichtblau: Das ist in der Tat provokativ, hat aber eine lange Tradition. Wir haben in unserem Fach schon immer so etwas wie eine Soziologenschelte gekannt. Ende der 20er und in den frühen 30er Jahren war das Ernst Robert Curtius, der – wenn auch von einer ganz anderen Argumentationsrichtung – Karl Mannheim vorwarf, dass dieser einen soziologischen Imperialismus vertreten würde, weil er in allen geisteswissenschaftlichen Disziplinen im Grunde genommen diese soziologische Perspektive, in seinem Fall ist es die Wissenssozio-

? Zum Anspruch und den Aufgaben der Soziologie haben Sie sich, Herr Professor Soeffner, auch in einem Studienführer der »Zeit« geäußert. Dort werden Sie mit folgenden Worten zitiert: »In der Soziologie geht es um Gesellschaftsanalyse, nicht um Gutmenschentum. Ohne soziales Engagement sollte man das Fach nicht studieren, aber die Verteidigung Benachteiligter ist nur ein Thema.« Was ist der Hintergrund dieses Statements?

Soeffner: Es gibt eine ganz interessante Motivation von Soziologiestudentinnen und Soziologiestudenten. Wenn man sie fragt: »Warum studieren Sie Soziologie?«, dann ist es ähnlich wie in der Psychologie. Man erhält Antworten wie: »Ich möchte den Menschen helfen.« Dazu sage ich: Soziales Engagement ist Bürgerpflicht. Auch zur Soziologie gehört tatsächlich die Fähigkeit, sich in andere Menschen hineinzusetzen. Aber das analytische Potenzial der Disziplin ist das Entscheidende. Wenn ich etwas über Gesellschaften wissen möchte, muss ich die nötige Distanz zu diesen Gesellschaften haben, um relativ wertfrei herausfinden zu können, wie solche Gesellschaften verfasst sind. Aus dieser distanzierten Position heraus kann ich zumindest sagen, warum hin und wieder »Kinder in den Brunnen gefallen sind«, und



ich kann, wenn ich gut bin, sogar Möglichkeiten zeigen, wie man nicht in den Brunnen fällt, dann nämlich, wenn ich weiß, wo der Brunnen steht. Aber um solche Aussagen treffen zu können, braucht es harte analytische Arbeit.

? Wie viele andere wissenschaftliche Disziplinen zieht auch die Soziologie besonders dann viel Medienaufmerksamkeit auf sich, wenn große Tagungen anstehen. Über den vergangenen Kongress vor zwei Jahren in Jena hat auch der »Spiegel« berichtet. Der Artikel war über weite Strecken wohlwollend. Aber es gibt da einen Satz, mit dem ich Sie konfrontieren möchte: »Die Soziologen haben in atemberaubendem Tempo ihr

logische Perspektive, einbringen wollte. Was jetzt diesen »Spiegel«-Artikel und diese Aussage im Konkreten anbelangt, wundert mich das. Es wird immer, vor allen Dingen auch jetzt im Vorfeld des Jubiläumskongresses, die Frage gestellt: »Warum war die Soziologie 1968 so interessant, so aufregend und warum ist sie heute so business as usual?« Tatsache ist, dass um 1968 Soziologie wesentlich mit Gesellschaftstheorie oder einer kritischen Theorie der Gesellschaft identifiziert worden ist. Und Gesellschaftstheorie in diesem kritischen Sinne ist eben auch ein normatives Projekt. Das heißt, es werden unglaubliche Erwartungen gestellt, die dann notwendigerweise gar nicht erfüllt werden können.

Soeffner: Ende der 60er Jahre wurden Versprechungen gemacht, Utopien und gesellschaftliche Szenarien entworfen mit dem hohen Anspruch, die Gesellschaft zu verändern und aus der Sicht derer, die stellvertretend für andere zu wissen glauben, was allen gut täte, neu zu gestalten. Die Versprechungen einer solchen »Feuersäulenwissenschaft« und der Anschein, auf alle Probleme eine Antwort zu haben, steigerten die Attraktivität der Soziologie enorm – das analytische, selbstkritische Potenzial unserer Disziplin blieb demgegenüber jedoch zurück. Zu dem »Spiegel«-Zitat lässt sich auch Folgendes sagen: Für Wissenschaften kommt es gar nicht so sehr darauf an, die gerade als »richtig« erscheinenden Antworten zu geben, sondern die richtigen Fragen zu finden. Die heutige Situation zwingt uns ein neues Problembewusstsein auf: Wenn man in einer ihrer selbst unsicheren Gesellschaft lebt, einer multiethnischen, multikulturellen Gesellschaft – 1968 haben wir in einer solchen Gesellschaft noch nicht gelebt –, potenziert sich das Fragepotenzial. Hier geht es nicht mehr nur um die Aufarbeitung des Faschismus, es geht auch nicht mehr nur um die Gegenüberstellung Bürgertum/Arbeiterschaft, Kapitalismus/Sozialismus, Gegenüberstellungen, die im Übrigen schon 1968 fragwürdig waren, sondern es geht darum, eine außerordentlich komplexe Gesellschaft mit den richtigen Fragen zu analysieren und adäquat zu beschreiben.

? Mittlerweile verlaufen viele Entwicklungen nicht mehr nur innerhalb eines Staates oder international zwischen den Staaten oder Regierungen, sondern zunehmend grenzüberschreitend, länderübergreifend und damit transnational. Der anstehende Kongress hat das Thema »Transnationale Vergesellschaftungen«. Was ist damit gemeint?

Lichtblau: Also zunächst ist da ja ein Bezug zum Nationalstaat gegeben. Man muss sehen, dass der Nationalstaat selbst ein historisches Projekt ist. Denn es gab auch eine Zeit vor dem Nationalstaat, und es gibt selbstverständlich auch eine Zeit nach dem Nationalstaat. Das

heißt nicht, dass die Bedeutung der Nationalstaaten heute gegen null geschrumpft ist. Aber wir sehen seit mehreren Jahrzehnten Entwicklungen, die globaler Art sind, globale Zusammenschlüsse, in der Wirtschaft, in der Informations- und Kommunikationstechnologie, in der Wissenschaft und Technik, das ist das eine. Wir haben andererseits die internationalen Beziehungen und wir haben eben transnationale Vergesellschaftungsprozesse.

? Können Sie das konkretisieren?

Lichtblau: Der Begriff der »Transnationalität« kommt aus einem ganz konkreten sozialwissenschaftlichen Forschungszusammenhang, nämlich aus der Migrationsforschung. Und da hat man festgestellt, dass im Unterschied zu früheren Formen der Migration die Menschen, die jetzt von Mexiko oder der Türkei in die USA oder in die Bundesrepublik kommen, nicht dauerhaft im Ankunftsland bleiben und die Wurzeln zu ihrem Herkunftsland abbrechen, sondern gewissermaßen transnationale Räume beziehungsweise transnationale Netzwerke bilden. Das läuft dann über Familien- und Verwandtschaftsstrukturen, wo sich eine eigene Form von Vergesellschaftung ergeben hat. Und dieses Phänomen hat man dann auch in anderen Be-

reichen festgestellt. Transnationale Prozesse müssen nicht unbedingt eine globale Dimension annehmen, sie können es aber. Und im Unterschied zur Globalisierungsforschung stehen bei der Transnationalisierungsforschung vor allem die Individuen im Mittelpunkt: Was machen Individuen, warum entscheiden sie sich für solche Lebensformen, wie ich sie gerade angedeutet habe, also Pendlerlebensformen zum Beispiel.

? Es gibt immer weniger ein »Entweder-oder« und immer mehr ein »Sowohl-als-auch«. Die Leute engagieren sich für eine verkehrsberuhigte Zone vor ihrer Haustür und haben gleichzeitig über das Internet weltweiten Kontakt zu Menschen, die sie persönlich gar nicht kennen. In diesem Zusammenhang sprechen Sie auch von »Glokalisierung«, einem Kunstwort zusammengesetzt aus Globalität und Lokalität.

Soeffner: Der Begriff stammt von dem Soziologen Roland Robertson. Zur Glokalisierung gehört, dass auf der einen Seite Prozesse der Transnationalisierung, also des Überschreitens nationaler Grenzen, und auf der anderen Seite lokale Reaktionen auf dieses Phänomen stattfinden –, das heißt, innerhalb von Nationalstaaten oder Regionen entwickeln sich auf der Grundlage





kultureller und sozioökonomischer Vorbedingungen lokale Reaktionen auf globale Prozesse. Nehmen Sie das Beispiel des Profifußballs: In kaum einer Bundesligamannschaft finden sie noch ein rein »nationales« Team. Jede ist hochgradig durchmischt. Trotzdem bleibt sie für die Fans eine lokale Mannschaft, mit der sich die Region – Dortmund, Schalke, Bayern München – identifiziert. Sie haben also beides: Sie haben die lokale Verankerung dieses Vereins bei gleichzeitiger transnationaler Zusammensetzung des Teams. Ähnliches gilt für viele Bereiche: beispielsweise für die Wirtschaft, für die Mode, für die Musik, vor allem die Popmusik. Kurz: Fast überall finden wir dieses Zusammenspiel von lokaler Reaktion auf globale Prozesse mit jeweils spezifisch lokalen Ausprägungen einer globalen Entwicklung.

? Kann denn die Identitätsbildung – ein weiterer Schwerpunkt des Kongresses – noch nach alten Mustern laufen, wenn man zunehmend in oder zwischen verschiedenen Welten zu Hause ist oder zumindest lebt?

Lichtblau: Natürlich haben wir das Problem der Identitätsbildung. Das hat heute jeder Mensch zum einen individuell für sich zu leisten, und es gibt auch Identitätsbil-

dungen, die, sagen wir mal, über den lokalen Kontext hinausgehen und die ganze Nation betreffen. Natürlich gibt es noch die französische Nation, die britische, die polnische Nation, und auch die deutsche Schicksalsgemeinschaft nationaler Art ist noch ein Bezugsrahmen für individuelle Identitätsbildung. Aber wir stellen fest, dass beispielsweise gerade in einer Stadt wie Frankfurt lokale Traditionen heute nicht mehr ausreichen für die vielen Menschen, die aus fast 100 verschiedenen Herkunftsländern kommen. Da muss eine andere Art von Identitätsbildung erfolgen, da sprechen wir heute von multiplen Identitäten. Es gibt heute immer mehr Menschen mit mehrfachen Identitätsbezügen.

Soeffner: Nehmen Sie einen Nationalspieler, der brasilianischer Herkunft ist, noch relativ schwach Deutsch spricht, aber die deutsche Nationalhymne begeistert mitsingt, dann erkennen Sie so etwas wie eine neue Identitätsbildung. Oder im Bereich der Politik: Da gibt es Herrn Rösler oder Herrn Özdemir, die theoretisch Doppelloyalitäten aufweisen könnten, aber ihre Loyalität dann doch konzentrieren können auf bestimmte nationale, lokale oder funktionale Bereiche. So gibt es zum Beispiel auch einen Bonner Karnevalsprinzen, der gebürtig Moslem ist – und das im

katholischen Rheinland. Die Folge war, dass eine große Diskussion darüber angezettelt wurde, ob der »Moslem-Prinz« im Bonner Münster eine Rede halten dürfe oder nicht. In all diesen Fällen finden Sie das Zusammenspiel lokaler, globaler, transnationaler Normen und Normenunterschiede. Diese Unterschiede werden nicht nur heftig diskutiert, sondern sie haben auch Platz in einer Person. Das ist das offensichtlich Neue und als neu Empfundene in unserer Gesellschaft. Jeder findet diese »Kultur der Unterschiede« in seiner Umgebung und – wenn er genauer hinsieht – in sich selbst.

? Der Soziologie scheinen die Untersuchungsgegenstände und Forschungsfragen nicht auszugehen. Ist es das, was Max Weber mit dem Bonmot »ewige Jugendlichkeit« meinte?

Lichtblau: Max Weber sprach ja zunächst um 1904 nicht von der ewigen Jugendlichkeit der Soziologie, sondern von der ewigen Jugendlichkeit der historischen Kulturwissenschaften. Da hatte man noch eine Wissenschaftstradition, die stark historisch geprägt war. Max Weber sprach jedoch davon, dass sich die leitenden Fragestellungen und theoretischen Annahmen verändern müssen, wenn sich die Probleme ändern und die Ge-



sellschaft sich ändert. Und ich denke schon, dass das auch auf die Soziologie zutrifft. Denn sie ist eine Wissenschaft, die sich seit 200 Jahren ständig neu erfindet – und das auch muss, um den jeweils neuen Herausforderungen gewachsen zu sein.

? Auf dem Kongress, bei dem Frankreich und die USA als Gastländer fungieren, soll die Frage erörtert werden, ob es noch sinnvoll ist, zwischen nationalen Varianten der Soziologie zu unterscheiden, ob es beispielsweise »die« deutsche Soziologie überhaupt noch gibt. Die aktuelle Wirtschafts- und Finanzkrise jedenfalls macht an den Ländergrenzen nicht halt. Kann die Soziologie zur Bewältigung der gegenwärtigen Herausforderungen beitragen?

Soeffner: Sie kann dadurch helfen, dass sie zunächst versucht, die Ursachen der Krise analytisch herauszuarbeiten – übrigens immer interdisziplinär, gemeinsam mit den Wirtschaftswissenschaftlern, gemeinsam mit den Rechtswissenschaften, so zum Beispiel bei der Frage: Wie löst man vertraglich weltweite Krisen, wenn unterschiedliche Rechtssysteme und Rechtsauffassungen aufeinanderstoßen? Man muss diese Problematik erst einmal sehen, wenn man über ein internationales Recht reden will, das die Banken vertraglich »weltgesellschaftlich« verpflichtet, obwohl dabei ganz unterschiedliche Kulturen und Rechtsvorstellungen aufeinander bezogen werden müssen. Es ist alles in allem eine neue Form der Herausforderung, die wir erleben. Analytisch interessant ist, dass die nationalstaatlichen Perspektiven sich nach wie vor als Akteursperspektiven durchzuhalten versuchen, so in unserer Presse und auch in unserer Politik, während faktisch die transnationalen Vernetzungen dramatisch zugenommen haben. Dennoch glauben einige Einzelakteure, sich Freiräume nehmen zu können, die sie aber de facto überhaupt nicht mehr haben. Das betrifft sowohl die Politik als auch die Wirtschaft. Für die Soziologie heißt dies, dass wir mit vielen übernommenen analytischen Konzepten nicht mehr arbeiten können. Wir müssen analytisch herausfinden,

wie man – auch theoretisch – auf solche Vernetzungen reagiert: mit welchen Begriffen und Instrumenten sich die neuen globalen und transnationalen Formen der Vergesellschaftung fassen und beschreiben lassen und wer darin überhaupt noch als »Akteur« begriffen werden kann.

Lichtblau: Man liest in diesem Zusammenhang immer wieder in der Zeitung, dass dies »die Märkte« sind. Aber was sind die Märkte? Wer sind die Märkte? Das ist – mit Verlaub gesagt – in jeder Hinsicht eine intellektuelle Bankrotterklärung.

Soeffner: Woher, aus welchem ideologischen Dunstkreis kommt der Glaube: »Der Markt wird es schon richten.«? Früher hätte man gesagt: »Gott wird es richten«. Heute hängt sich der Glaube an eine Metapher, die ökonomische Rationalität suggeriert, an Diffusität und Irrationalität aber kaum mehr zu überbieten ist.

? Und was ist mit der »invisible hand«?



Soeffner: Ja, ja, »invisible hand«, natürlich. Das ist metaphorisch genauso schwach und genau so undefiniert wie alles, was wir an früheren universalen Erklärungsversuchen hatten. Genau hier muss das analytische Potenzial der Soziologie solche waghalsigen Metaphoriken auflösen. ◆



Prof. Dr. Hans-Georg Soeffner, 70, studierte Soziologie, Philosophie, Germanistik, Kommunikationswissenschaften an den Universitäten Tübingen, Köln und Bonn. Nach seiner Promotion an der Universität Bonn und Habilitation in Essen hatte er Professuren in Essen, Hagen, Potsdam und zuletzt in Konstanz (Lehrstuhl für Allgemeine Soziologie). Er ist Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, Senior Fellow und Vorstandsmitglied am Kulturwissenschaftlichen Institut in Essen im Exzellenzcluster »Religion und Politik in den Kulturen der Vormoderne und der Moderne« und schließlich im Käte Hamburger Kolleg »Law as Culture«. Bis 2008 war er Vorsitzender des Beirates Wissenschaft, Literatur und Zeitgeschehen des Goethe-Institutes. Sein wissenschaftliches Interesse gilt der Soziologischen Theorie, der Wissens-, Kultur-, Medien- und Religionssoziologie sowie der Theorie und Methodologie wissenssoziologischer Hermeneutik.

hans-georg.soeffner@kwi-nrw.de



Prof. Dr. Klaus Lichtblau, 58, lehrt seit 2004 am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften der Goethe-Universität Soziologie mit dem Schwerpunkt Geschichte und Systematik der sozialwissenschaftlichen Theoriebildung. Seine Forschungsschwerpunkte sind die Theorien der Soziologie sowie die Geschichte der Sozialwissenschaften in Deutschland. Er ist Herausgeber der Schriftenreihe »Klassiker der Sozialwissenschaften« und Autor zahlreicher Publikationen in den genannten Gebieten sowie verantwortlicher Leiter des Jubiläumskongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, der vom 11. bis 15. Oktober 2010 in Frankfurt am Main stattfindet. Zusammen mit Dr. Felicia Herrschaft hat er kürzlich den Sammelband »Soziologie in Frankfurt« [siehe auch Buchtipps »Versuch einer Zwischenbilanz, Die Frankfurter Universität und ihre zwei soziologischen Schulen«, Seite 87] herausgegeben. Ferner erscheint von ihm demnächst eine Aufsatzsammlung unter dem Titel »Die Eigenart der kultur- und sozialwissenschaftlichen Begriffsbildung« beim VS-Verlag in Wiesbaden.

k.lichtblau@soz.uni-frankfurt.de